

"Schweizerdeutsch ist eine Kopfwehsprache"

Autor(en): **Gerser, Andrea**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **18 (2011)**

Heft 205

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-884736>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

"SCHWEIZERDEUTSCH IST EINE KOPFWEHSPRACHE"

Eine Sprache zu lernen ist das eine, sich das nonverbale System einer Kultur zu erschliessen, das andere. Erst wenn das eine zum anderen kommt, fühlt man sich an einem neuen Ort wohl. Andrea Gerster war mit der Thailänderin Atcharawan Tongmool Pimolsri in St.Gallen unterwegs.

«Ist das der Kiosk am Neumarkt? Oder gibt es noch andere hier?» «Es hat sogar drei Kioske hier», sagt die von Tageszeitungen, Heftli, Kaugummi, Schokolade und Zigaretten umrahmte freundlich lächelnde Frau. Sie zeigt in eine Richtung. «Da hinten ist einer.» Dann zeigt sie in die andere Richtung: «Und dort unten ist der andere.» Super, denke ich, und meine natürlich das Gegenteil.

«Ich bin hier am Neumarkt mit einer Frau verabredet», erkläre ich ihr. «Sie ist Thailänderin. Falls sich eine Thailänderin hier suchend umsieht, würden Sie ihr dann bitte sagen, sie solle hier stehen bleiben? Ich werde jetzt die anderen beiden Kioske absuchen.» Sie nickt und wir wissen beide, dass das Wunschdenken bleibt, denn hinter mir hat sich bereits eine Reihe von Kunden gebildet. Die Sicht der Frau vom Kiosk ist verstellt.

Rückwärts reden und vorwärts meinen

Es ist Freitag, ausserordentlich schönes Wetter, und es sind viele Leute unterwegs. Mist, denke ich, und sehe mich bereits unentwegt Runden zwischen den drei Kiosken drehen. Ich habe keine Handynummer von Öi. Wohl hat sie meine, aber wenn das Schicksal es will, hat sie sie verkehrt in ihr Handy getippt. Unlogisch und für Anderssprachige mühsam, dass man in Deutsch siebenundachtzig sagt und 87 meint. Rückwärts. Als Öi am Telefon meine Nummer repetierte, machte ich sie auf den Fehler aufmerksam. «Das passiert mir oft», lachte sie. Da war ich noch froh über den Fehler, denn so hatte ich den ersten thematischen Anhaltspunkt, was alles mit Sprache und Kommunikation im Alltag passieren kann. Aber jetzt möchte ich nicht auf diese Weise mitten im Geschehen sein. Denn es geht darum, wie es ist, mit Öi unterwegs zu sein, und nicht, wie es ist, sie nicht zu finden.

Thailänderin gesucht

Es ist heiss, ich bin jetzt bereits auf der zweiten Kiosktour, ich schwitze, und die Leute, die gemütlich im Strassencafé oder auf den niedrigen Mauern und Treppenstufen sitzen, beobachten mich irritiert bis amüsiert. Ich setze ein Pokerface auf, könnte ja sein, dass ich eine Art Sponsorenlauf absolviere, was derzeit gerade im Trend ist. Gleichzeitig halte ich Ausschau nach potenziellen Thailänderinnen und bin überrascht, wie viele es gibt. Auch Thailänder. Vielleicht kommen sie alle nicht aus Thailand, sicher aber aus dem asiatischen Raum. Das fällt mir sonst nie auf. Ich halte mein Telefon in der Hand und marschiere wieder zum ersten Kiosk. Da steht eine Thailänderin, sie ist am Telefonieren! Als ich sie ansprechen will, kommt eine andere Frau auf sie zu und

sie gehen zusammen weg. Ich bin überzeugt, dass man mir die Enttäuschung ansieht.

Thailänderin gefunden

Jetzt bemerke ich eine junge Frau neben mir. Auch sie hält ein Telefon an ihr Ohr. Sie sieht nicht aus, wie ich mir eine Thailänderin vorstelle. Gestreiftes T-Shirt, Jeans, Turnschuhe, eine grosse Umhängetasche quer über den Schultern. Die dunklen Haare zusammengebunden. Ungeschminkt. Eher eine chinesische Studentin, denke ich. Mir ist es langsam selber unangenehm, dass ich sie so anstarre, aber es muss sein. Entnervt klappt sie jetzt das Telefon zu, bleibt aber stehen. Sie wartet auf jemanden! Ich will sie ansprechen und habe, falls sie es ist, ihren Namen vergessen. Atcharawan Tongmool Pimolsri. Damit bin ich bereits entschuldigt. Sie nennt sich selber Öi. Wahrscheinlich der Einfachheit halber. Aber auch den Kurznamen habe ich in der Aufregung vergessen. Ich spreche sie an und frage, ob sie mit einer Journalistin verabredet sei. Ja, es ist Öi! Es stellt sich heraus, dass sie meine Telefonnummer tatsächlich verkehrt eingetippt hat. Wir lachen und gehen ins Café Commercio. Die nächsten Stunden werden wir noch einige Male lachen.

Anfangen mit «Grüezi»

Öi spricht ein gepflegtes Hochdeutsch. Wo hat sie das gelernt? Sie erzählt von der Aida, der Sprachschule für fremdsprachige Frauen in St.Gallen. «Das ist wie eine Familie», sagt sie. Sie habe bei Aida mehr als nur die Sprache gelernt. Vier Jahre ist sie hingegangen. Jetzt arbeitet sie Vollzeit und hat keine Zeit mehr dafür. Ihr erstes deutsches Wort, erzählt sie, sei ein sehr schwieriges gewesen: «Grüezi». Der Umlaut, das R. «Wir betonen die letzte Silbe eines Wortes nicht, darum versteht man uns oft nicht sehr gut.» Erinnerung sie sich an die ersten deutschen Sätze? «Ich heisse ..., ich komme aus ...», sagt sie und lacht.

Kopfweh vom Lokalfernsehen

Als sie 2004 in die Schweiz kam, schaute sie stundenlang Sendungen im Lokalfernsehen, um sich an das Schweizerdeutsch zu gewöhnen. Nach einigen Tagen konnte sie nicht mehr. «Schweizerdeutsch ist eine Kopfwehsprache», sagt sie und versucht vorzumachen, was ihr Kopfweh verursachte. Sie zeigt auf ihren Hals und macht: «Ch, Ch, Ch.» Wir lachen und sie meint: «Ich rede nicht sehr viel.» «Ausser jetzt?», frage ich. «Genau», sagt sie. Genau muss eines ihrer Lieblingswörter sein. Sie verwendet es wann immer möglich.

Es sei tatsächlich ein Problem, dass sie zu wenig rede. Immer wieder sage ihr Mann, dass sie Schwierigkeiten mitteilen, Wünsche äussern müsse. Sie dürfe nicht «innerlich» bleiben. Aber wenn sie nicht wisse, wie und was das Gegenüber denke, fühle sie sich unsicher und könne nicht reden, sagt sie.

Von der Anwältin zur Schichtarbeiterin

Öis Ehemann ist auch Thailänder. Dass die beiden in der Schweiz leben, hat unter anderem mit der thailändischen Vorstellung von Familie zu tun. Öi ist 1976 in Chiangmai im Norden Thailands geboren und aufgewachsen. Sie hat eine



ältere Schwester, die in Amerika lebt, und eine jüngere, die bei den Eltern und den anderen Verwandten in Chiangmai wohnt. Öi hat Jura studiert und als Anwältin an einem Kreisgericht in Thailand gearbeitet. Es sei nicht ungewöhnlich, dass in Thailand Frauen Jura studieren, erzählt sie. In ihrem Absolventenjahrgang waren es immerhin zwanzig Prozent.

Öis Ehemann war in erster Ehe mit einer Schweizerin verheiratet. Nach der Trennung ging die Frau in die Schweiz zurück und nahm das gemeinsame Töchterchen mit. Die Zwillingbuben blieben beim Vater in Thailand. Als Öi ihren Mann kennenlernte, waren da also auch noch die beiden kleinen Buben. Diese sollten bei Vater und Mutter aufwachsen. Deshalb zog Öi mit ihrem Mann nach St.Gallen. Das war im Jahre 2004. Die ersten Jahre schaute sie zu den Kindern. Zur Mutter der Kinder, die auch in St.Gallen wohnt, besteht ein sehr gutes Verhältnis. «Sie hat uns von Anfang an geholfen, damit wir uns in der Schweiz zurechtfinden.»

Jetzt, wo die Kinder grösser sind, hat Öi eine Arbeit ausser Haus angenommen. Sie arbeitet zu hundert Prozent Schicht in einer auf Kontaktlinsen spezialisierten Firma in St.Gallen. Warum arbeitet sie nicht in ihrem erlernten Beruf oder im Bereich Dolmetschen? «Mein Mann arbeitet als Dolmetscher», sagt sie. Meistens gehe es um Probleme bei einer Scheidung oder um die Kinder. Man kenne sich untereinander. Das würde sie emotional zu sehr belasten, wenn sie von all den Problemen wüsste. Bei «Maria Magdalena», der Beratungsstelle für Frauen im Sexgewerbe, macht sie aber schon einmal eine Ausnahme und dolmetscht.

In Thailand sagt man nicht nein

Öi hat schnell festgestellt, dass allein mit Vokabeln und Grammatik büffeln noch keine Sprache erlernt ist. «Es ist wichtig, dass man rausgeht. Zum Beispiel auf die Post oder einkaufen.» Oft komme es vor, dass Schweizer Männer, die eine Thailänderin heiraten, zu wenig darauf achten, dass sich die Frauen selbständig im Alltag bewegen lernen. Sie würden alles für sie erledigen, und so lerne die Frau weder Sprache noch Kultur kennen. Warum sich die Frauen nicht selber dafür einsetzen, ist für Öi klar. «In Thailand sagen wir nicht nein. Wir schimpfen nicht, und wir möchten andere auf keinen Fall beleidigen.» Diese an sich löbliche Verhaltensweise ist in der Schweiz nicht immer von Vorteil. Denn die Messlatte, wann man jemanden beleidigt, ist in Thailand tiefer als hier.

Ein Beispiel: Wir sitzen im Commercio und ich möchte zahlen. Ich rufe also: «Zahlen, bitte!» «Das tut man in Thailand nicht, das wäre eine Beleidigung», lächelt Öi. «Aber was soll ich denn sonst tun?», frage ich. «Nur schauen, sie spürt das dann schon.» Aber die Serviceangestellte spürt nichts, sieht auch nie zu uns hin. Und wenn man es eilig hat?

Geniale Müllabfuhr

«In der Schweiz hat man immer zu wenig Zeit, ich weiss», sagt Öi. Immer sei bereits geplant, was man als nächstes zu tun habe. Jetzt möchte ich es aber genauer wissen: «Was findest du denn gut in der Schweiz?» «Die Müllabfuhr», sagt sie. Die sei genial, das würde sie in Thailand auch gern haben. Beeindruckend findet sie, dass hier viel an die Umwelt gedacht und auch etwas dafür getan wird. Dass die Schweiz sauber und sicher ist, gefällt ihr auch.

Ich möchte gern mehr über die nonverbalen Irrtümer wissen. Um solche Irrtümer zu vermeiden, muss man nicht nur eine Sprache erlernen, sondern auch das nonverbale

System entschlüsseln können. Das geht natürlich nur, wenn man unter die Leute kommt. Wir beschliessen, einkaufen zu gehen, nachdem ich nochmals «Ich möchte zahlen, bitte!» gerufen habe und die Serviceangestellte mich erhört hat.

Öi braucht noch einige Sachen zum Kochen. Im Sumlai spricht sie mit der Verkäuferin deutsch. «Das ist ein vietnamesischer Laden», erklärt sie. «Und ich verstehe kein Vietnamesisch.» Staubsaugersäcke braucht sie auch noch. Also ab in die Migros, Elektronik-Abteilung. Dort wendet sie sich an die Verkäuferin. Diese geht voraus und gemeinsam suchen sie die entsprechenden Staubsaugersäcke heraus. An der Kasse dann ein nonverbaler Irrtum. In Thailand hält man höflich Distanz, schliesst beim Warten in der Reihe nicht dicht auf den Vordermann auf. Und schon stellt sich jetzt jemand in die Lücke, vor Öi. Diese reagiert nicht darauf.

Zu heiss, um zu Fuss zu gehen

Nun wollen wir zu Fuss zur St.Georgenstrasse. Dort wohnt Öi mit ihrem Mann. «Als ich das erste Mal zu Fuss hier hinaufgegangen bin, war ich an der ersten Querstrasse schon halb tot», sagt Öi. Heute gehöre das zu den Anek-doten, die ihr Mann

mit Vorliebe Freunden erzähle. In Thailand gehe man nie zu Fuss, entweder nehme man das Motorrad oder das Auto. Zum Gehen sei es viel zu heiss. Mir fällt ein, dass es Öi gut findet, dass hier an die Umwelt gedacht wird.

Nach einigen Minuten frage ich sie, ob wir bald ankommen, denn ich habe noch einen Zug zu erreichen. Wir haben uns im Café ziemlich Zeit gelassen. Sie sagt, das sei kein Problem, ich könne nachher den Bus nehmen. «Immer sagen die St.Galler, ich hätte genug Zeit, den Zug zu erreichen, und jedes Mal muss ich rennen und erwische ihn dann doch nicht mehr», witzle ich. «Da kommt dein Bus», sagt sie und überquert die Strasse. «Ich dachte, wir gehen in deine Wohnung?», frage ich. «Dein Bus», wiederholt sie. «Wohnst du so richtig thailändisch?», frage ich. «Ich wohne sehr thailändisch», lacht sie, «komm doch ein anderes Mal vorbei.» Ich reiche ihr die Hand und bedanke mich.

Keine Hektik, keine Küsschen

Im Bus geht mir auf, warum sie mich sanft, aber mit Nachdruck auf den Bus geschickt hat. Sie mag keine Hektik. Jetzt bin ich froh, dass ich sie nicht noch umarmt habe. Die Küsschenzeremonie lehnt sie nämlich ab. In Thailand hält man Distanz. Manchmal sei es hier aber nicht zu umgehen, erzählte sie. Wenn man nicht beleidigen wolle. Schwierig. Was hat sie noch gesagt? Niemals mit dem Fuss auf etwas zeigen, überhaupt haben die Füsse auf dem Boden zu bleiben. Man winkt keine Leute mit gebogenem Zeigefinger heran, nur Hunde. Heranwinken, wenn schon, dann mit Handrücken nach oben und die Finger bewegen. Man hat Respekt voreinander und vor allem vor alten Leuten. Man berührt erwachsene Menschen nicht am Kopf.

Eine Frage habe ich zu stellen vergessen: Kann man sich in seiner eigenen Sprache einsam fühlen? Öi wahrscheinlich nicht, zu gut vernetzt war sie von Anfang an.

Öis Schicht hat heute früh um fünf Uhr begonnen. Sie hat nicht müde gewirkt. Wenn die Kinder die Ausbildung abgeschlossen haben, werden Öi und ihr Mann nach Thailand zurückkehren. In ihr eigenes Haus. Es ist noch ein Gästehaus geplant. Darauf sparen die beiden. Vielleicht werde ich sie dann einmal besuchen. Nein sagen können sie ja nicht.

Andrea Gerster, 1959, ist Autorin.



Fotos: Stephan Bösch

EDITH RIGAMONTI · 54 Jahre alt, arbeitete als Drogistin, bevor sie 1985 zusammen mit ihrem Mann die Monti American Bar eröffnete.

Behaupten Sie von sich, Sie seien eine gute Zuhörerin?

Wenn jemand mit mir reden will, dann höre ich sicher gut zu. Wenn die Leute in der Bar aber miteinander reden, höre ich weg, es geht mich nichts an, was sie zu besprechen haben.

Fallen Sie jemandem auch mal ins Wort, wenn er nicht mehr aufhört zu reden?

Das ist nicht nötig. Hier in der Bar kommt die Arbeit an erster Stelle. Wenn jemand etwas bestellen möchte, dann unterbreche ich das Gespräch sowieso. Wir haben hier ja nicht den Stundenansatz eines Psychotherapeuten. Was mir aber auffällt, ist, dass die Leute untereinander weniger reden. Es kommt oft vor, dass eine Gruppe von vier bis fünf jungen Leuten an einem Tisch sitzt und alle auf ihrem Telefon herumdrücken.

Wie lange dauerte das längste Gespräch, das Sie führten?

Das kann ich nicht sagen. Aber eben, ich habe das Gefühl, dass früher intensiver miteinander gesprochen wurde.

Was war die absurdeste Geschichte, die Ihnen je aufgetischt wurde?

Wenn die Leute Alkohol getrunken haben, erzählen sie so manches. Konkret kann ich da nichts dazu sagen, aber man hört natürlich schon hin und wieder so Sätze wie, du, ich habe das noch niemandem erzählt, aber dir erzähle ich es. Und dann erzählt vielleicht schon mal jemand von Selbstmordgedanken; in solchen Situationen muss ich abschätzen, wie ernst es wirklich ist. Zwischen mir und der Kundschaft gibt es ein gutes Vertrauensverhältnis.

Bei wem laden Sie ab?

Ich erzähle hier in der Bar nichts über mich selber, ich tratsche auch nicht über andere, ich wirte nach alter Schule. Ich höre lieber zu. Mich interessiert es, wie verschiedene Leute ähnliche Geschichten anders erzählen, wie Gegebenheiten unterschiedlich wahrgenommen werden. So lässt sich viel über die Menschen im Allgemeinen erfahren.

Was können Sie nicht mehr hören?

Eben, ich finde es interessant, wie die Welt wahrgenommen wird, darum gibt es nichts, das ich nicht mehr hören mag.

